



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H-n: Walhalla-Genossinnen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Walhalla = Genossinnen.

Blut der Wangen, Brand der Augen, lichtverklärte Reize!
Uns in Liebesflammen schmelzen, das Geschäft ist ever!

Rückert.

Eugenie, meine liebe Freundin, ist eine begeisterte Vertheidigerin ihres Geschlechtes, und wie jener englische Held nicht ein verdorbenes Beefsteak von England abtreten wollte, so vertheidigt und nimmt sie jeden Fehler, jede Eitelkeit, jede Schwäche der Frauen in Schutz. Es ist von ihr um so liebenswürdiger, als man bei ihr nicht sagen kann, sie kämpfe pro domo sua. Consequenter Weise ist sie auch die muthige Beschützerin aller Schriftstellerinnen, obwohl sie nur in ihrem Tagebuche eine herrliche Dichterin ist und kein Literaturblättchen etwas von ihr zu sagen weiß. In ihrer Bibliothek stehen die Frauen in schönster Toilette, manche in Gold und Sammet oben an, hoch über Shakespeare, Göthe und Schiller. Zur Zeit ist ihr doppelter Patriotismus durch den Umstand daß sie auf fremdem Boden fern von deutscher Erde lebt, nur noch intensiver geworden, und ich hatte schon manchen Strauß mit ihr zu bestehen.

Vor einigen Tagen trat ich spät Abends in ihre Stube. Sie war vollauf mit dem Ordnen ihrer Bibliothek beschäftigt. Das ganze obere Fach war leer, und die Frauen lagen insgesammt mit dem Rücken nach oben auf dem großen Tische mitten im Zimmer. Ah, Sie sind wieder mit Ihren Schülern beschäftigt! Wünsche recht viel Freude an ihnen zu erleben, rief ich, indem meine Blicke über die Bücherrücken hinsflogen. — Ich bitte in einem andern, weni-

Grenzboten, 1846. I.

ger spöttischen Tone zu sprechen, sagte Eugenie, denn ich bin sehr verdrießlich. In keinem dieser Bücher ist irgend eine biographische Skizze oder Charakteristik ihrer Dichterinnen zu finden, und es wäre doch interessant zu wissen, wie diese Frauen dahingekommen, die Feder zu ergreifen, und welche große Schicksale sie gehabt, bis sie all die tiefen Erfahrungen gesammelt. Nicht einmal die Porträts der Frauen sind beigegeben, und das Gesicht des Dichters ist doch meist sein bester Commentar!

O! rief ich mit einer Miene so ernst als möglich, was die Schicksale unserer Dichterinnen und Schriftstellerinnen betrifft, so kann ich Ihnen die beste Auskunft geben über die meisten von ihnen. Mit eif Jahren konnten sie schon alle lesen und schreiben; dann kam eine Gouvernante ins Haus und sie lernten französisch und lasen die Briefe der Frau v. Sévigné. Weltgeschichte erlernen sie aus Nöffelts Buche für die Töchter Schulen. So wurden sie sechszehn Jahre alt; da kam das Schicksal über sie. Sie hatten ein interessantes schnurrbartiges vis à vis, so eine Art Lara oder Trenmor, da lernten sie Briefe schreiben. Trenmor oder Lara reisten ab, oder die Mutter kam dahinter, und die Briefe hörten auf. Indessen hatten sie die tiefe Erfahrung gemacht, daß sie schreiben können, so schrieben sie denn in Gottes Namen weiter. Was die Porträts betrifft, so haben sie gewiß auch nicht viel verloren; die Schönen sind häßlicher oder nicht getroffen, die Häßlichen sind geschmeichelt, ihre Toilette aber können Sie am besten aus ihren Werken kennen lernen. In den sämtlichen Büchern der Gräfin Hahn kommt jedes Stück ihrer Garderobe vor, wie in Dantes göttlicher Komödie jeder Held des Mittelalters. Sie werden doch das grüne Pelzchen kennen, das literarhistorische?! Von tieferen Charakterzügen sind die remarkabelsten, daß die meisten selbst rauchen, oder wenigstens Cigarrendampf, als wäre es eau de Cologne ertragen können, gewiß rührend schön — und endlich, daß sie alle blanke, weiße Strümpfe tragen, und nicht, wie die Verläumdung sagt, blaue. Im Gegentheil, sie können gar nicht von blauen Strümpfen sprechen hören, und wenn sie an einer Strumpfhandlung vorübergehen, und es hängt zufällig ein Paar draußen, das die Farbe des südlichen Himmels trägt, wenden sie sich mit empörtem, zugleich schmerzlichem Gesichte ab. Ihren ge-

heimen Umtrieben soll es zu verdanken sein, daß Thomas Moore's Blaustrumpf noch nicht ins Deutsche übersetzt ist. Ja, man sagt . . . — Schweigen Sie, unartiger Mensch, Verleumder, Lästler, der das Zarteste und Heiligste nicht achtet! unterbrach mich Eugenie, und wenn Sie mir nichts Besseres zu erzählen wissen, so verurtheile ich Sie so lange zum Schweigen, als ich hier mit meinen lieben Frauen beschäftigt bin. Denn ich weiß es, das ginge noch lange so fort!

— Doch nicht, liebe Eugenie, ich will Ihnen von einzelnen erzählen, und Sie sollen sehen, daß ich auch artig sein kann. Im Allgemeinen geht der Ton, in dem ich eben perorirte, wohl an, den Einzelnen gegenüber weiß ich, was ich den Damen schuldig bin. Lassen Sie mich Ihnen von einigen Dichteriunen erzählen, die ich durch Zufall oder Fügung kennen gelernt, vielleicht ersetzt Ihnen das hier und da eine Charakteristik oder Biographie. Ich will mich dabei, um Sie nicht zu ärgern, jedes Urtheils enthalten und rein von den Damen als Damen sprechen.

— Ach ja! thun Sie das, sagte Eugenie, indem sie einen Feuteuil vorrückte und sich mir lächelnd gegenüber setzte.

Bange, feierliche Stille, ich rieb mir die Stirne, ich dachte nach. — Ja, mit welcher Dame beginnen? fragte ich.

— Mit der, die Ihnen die liebste ist, sagte Eugenie.

— Das geht wohl nicht an; Sie wissen, man darf in Damengesellschaft nicht zeigen, welcher man den Vorzug giebt, und ich will doch fein und galant sein. Lassen wir das Loos entscheiden! Sie ziehen aus dem Bücherhaufen, der vor Ihnen liegt, das erste beste Buch, und mit dessen Verfasserin beginne ich. Es wird dann nicht schwer sein, von der einen auf die andere überzugehen. Gerathe ich in Stocken, ziehen Sie ein zweites, drittes u. s. w.

— Gut, so sei es! sagte Eugenie. — Sie streckte Ihren schönen Arm aus, zog das erste beste Buch aus der Mitte des Haufens hervor, schlug den Deckel auf und las: Jenny!

— Ah! Fanny Lewald! Wir fangen schön an, obwohl traurig. Ein breiter, herrlicher Strom, der hohe Wellen wirft, friedliche Städtchen und romantische Schlösser. Weinberge und kahle Felsen, fruchtbare Felder und düstere Tannenwälder, das sind die abwechselnden Decorationen. Mitten durch diese Herrlichkeiten fliegt

ein stolzes Dampfschiff, und auf der Borderspize sitzt ein trauriger Jüngling, der die Gegenden rechts und links mit wehmüthigen, sehnächtigen Augen betrachtet, als wollte er sich ihre Bilder für alle Ewigkeit ins Herz prägen. Dieser traurige Jüngling bin ich, und der Tag, an dem die Handlung spielt, ist der erste September des Jahres 1844, und der Ort der Handlung ist die Elbe. Ich hatte ein Manuscript in der Tasche, das in Leipzig gedruckt werden sollte, und von dem ich wußte, daß es über kurz oder lang „das Heimatpförtlein mir verbaut.“ Darum war ich so traurig, denn ich nahm auf lange Jahre Abschied von meiner Heimat, und darum kümmerte ich mich in meiner Trauer auch nicht um meine Reisegesellschaft, wie interessant sie auch war. Denn die Architekten kehrten eben von ihrer Versammlung aus Prag zurück, und Leute, wie Franz Kugler, Stier und andere berühmte Künstler, deren Bekanntschaft ich unter andern Umständen eifrig gesucht hätte, befanden sich auf dem Schiffe. Wie ich mich um Niemand kümmerte, so kümmerte sich reciproc auch Niemand um mich. Nur ein junger, schöner, französischer Aristokrat stand neben mir und belehrte mich unaufhörlich über die heiligen Rechte der Bourbonen; und ein dicker Königsberger Destillateur besuchte mich von Zeit zu Zeit in meiner Einsamkeit und erzählte mir von den Vorgängen am Hintertheile des Schiffes, und von den Späßen, welche die heitern Künstler ausführten. Das rührte mich alles nicht; erst als er mir erzählte, daß die Dame, die verschleiert aufs Schiff gekommen war, eine sehr hübsche Dame sei und sehr interessant, erst da verließ ich meinen einsamen Standpunkt und mischte mich unter die Gesellschaft.

— So? Da mischten Sie sich unter die Gesellschaft, trotz aller Trauer, trotz Manuscript und Heimatpförtlein? unterbrach mich hier Eugenie.

— Ja, ich mischte mich unter die Gesellschaft und pflanzte mich der bezeichneten Dame gegenüber auf; ich habe den Muth, Ihnen das zu gestehen.

— Und war sie schön, war sie jung? fragte Eugenie weiter.

— Ja, sie war schön und jung, Eugenie. Ich muß es Ihnen gestehen, sie war schön und jung, und ich blieb lange vor ihr stehen und betrachtete sie aufmerksam. Schon suchte ich nach einem

Thema, mittels welches ich mit ihr anknüpfen könnte, aber ich dachte an meinen alten Grundsatz: wenn ich verstimmt bin, Niemand, zumal eine Dame nicht zu langweilen; ein Grundsatz, der eben sowohl auf Humanität, als auf Eitelkeit basirt ist, und ich begnügte mich, sie bloß zu betrachten, wohl auch hie und da, wenn sie mit einem der Reisenden sprach, zu belauschen.

— Sprachen Sie auch wirklich gar nicht mit ihr? fragte Eugenie lauernd.

— Kein Wort! Ich hatte genug zu sehen und zu hören. Die Dame war braun und blaß, besaß aber dabei doch eine so schöne kindliche Fülle der Wangen und des Körpers, wie sie sonst mit diesem Teint nicht vereinigt zu sein pflegt. Augen und Haar sind schwarz, so viel ich mich erinnere rabenschwarz, und ihre ganze Gestalt so, wie ich mir eine schöne junge Araberin denke. Ihre Reisetouillette war sehr geschmackvoll, edel und harmonisch, ihre Bewegung gemessen, doch sanft, nur ihre Sprache hatte etwas Männliches. Vielleicht thue ich hier der Dame Unrecht, und ist nur meine damalige Ungewohnheit der nordischen Sprechweise Schuld, daß mir ihre Rede für eine Dame ihres Alters etwas zu energisch schien. Doch wurde diese Härte, so zu sagen, durch die Weiblichkeit des ganzen Gesichtes und des ganzen Wesens der Unbekannten gemildert. Die Unbekannte aber war die bekannte Verfasserin der Jenny, der Clementine und der Lebensfrage.

— Sprach sie klug, geistreich?

— Es war eben nicht Gelegenheit dazu da, doch sah man ihr an, daß sie es könnte, wenn es darauf ankäme. Als ich erfuhr, daß die Dame im Sammetspenzer und mit dem grünen Schleier Fanny Lewald sei, verlor ich auch den Muth sie anzureden, denn ich hatte damals noch kein Wort von ihr gelesen; gegenwärtig kenne ich ihren „Kunstteufel“ aus den Grenzboten. Es ist eine *Novelle à la* —

— Kein Urtheil! rief Eugenie, was wissen Sie noch von ihr?

— Sonst nichts mehr, als daß sie abwechselnd in Berlin und Königsberg lebt und gegenwärtigen Winter in Rom zubringt und nach Frauenart viel schreibt.

— Ich wollte, sie würde katholisch und bliebe in Rom, sagte Eugenie und sah mich prüfend an.

— Das hiesse nicht einen, das hiesse bei Fanny Lewald zwei Schritte zurückthun.

— Sie haben sich Fannys Toilette wunderbar gut gemerkt!

— Ja, der Schleier war grün, der Sammetspenzer bräunlich-roth und mit zierlichen Knöpfchen besetzt; auch trug sie eine hübsche Lorgnette, mit der sie sehr niedlich spielte. Mein Gedächtniß für Damentoilette darf Sie nicht wundern; ich kann Ihnen genau beschreiben, wie sich Frau von Bacharach trägt.

— Kennen Sie auch diese? ach erzählen Sie, aber ausführlich!

— Gut. Ort der Handlung: Leipzig, im Storchnest. Der Zuschauer sieht ein geräumiges, comfortable eingerichtetes Studierzimmer mit einer Haupt- und einer Seitenthür. Von den Wänden blicken französische und deutsche Gelehrte, Dichter und Staatsmänner, durch das Fenster hat man einen weiten Blick auf das Schlachtfeld. Sie sehen, ich werde ganz dramatisch, das kann aber nicht anders sein, denn ich denke an Heinrich Laube, und sein Zimmer ist es, das ich Ihnen hier beschreibe. Um einen Tisch sitzen gemüthlich plaudernd und Kaffee trinkend der Herr des Hauses, seine liebenswürdige Frau und zwei Freunde, Berthold Auerbach und ich. Ein Bedienter tritt ein und giebt der Frau vom Hause eine Karte. Sie liest: Frau von Bacharach. — Frau von Bacharach! rufen Alle nach. — Therese, Briefe aus dem Süden, Menschen und Gegenden, das ist ja herrlich! rufe ich. — Wie er sich freut, weil er weiß, daß es eine schöne Frau ist, sagt Madame Laube. — Wird sehr angenehm sein! — Der Bediente geht, Madame Laube begiebt sich in ihr Empfangszimmer und ich reibe mir vor Freude die Hände. — Der ischt noch jung! sagt der Verfasser der Vorgeschichten. — Nach zehn Minuten gingen wir den Damen nach und fanden sie schon im eifrigsten, lebhaftesten Gespräch. Wer kann auch mit Madame Laube nur wenige Minuten zusammen sein, ohne sich aufs Interessanteste zu unterhalten. Diese geistvolle Dame weiß bei Jedem sogleich, wie ein erfahrener Bergmann, den rechten Punkt anzuschlagen, wo er am reichsten und ergiebigsten ist. Ist dieser Schacht erschöpft, so hat sie mittlerweile eine andere Seite entdeckt, und ehe man sich es versteht, ist man in einem Nebengange, dann wieder in einem dritten, vierten, bis man erstaunt bemerkt, welch ein weites Feld, welch ein wahres La-

byrinth sich einem aufthut, und wundert sich selbst über seinen eigenen Geist und über seine eigene Ergiebigkeit. Aus einem Klümplein roher Seide, das man ihr bietet, weiß sie wie eine geschickte Spinnerin, einen langen, unendlichen Faden zu spinnen, aus dem sie dann ein kunstvolles Netz slicht, welches sie einem über den Kopf wirft, daß man darin als ihr freudiger Gefangener zappelt. Indessen weiß ich nicht, welche von den beiden Damen dieses Mal die andere gefangen hatte, denn ich traue diese Kunst wohl auch der Verfasserin der Briefe aus dem Süden zu, und wir kamen zu spät, als daß wir das interessante Manöver, wie eine geistreiche Frau die andere umspinnt, hätten mit ansehen können. Wir hatten nur noch die leichte Mühe, uns an die angesponnenen Fäden zu halten, und uns von den Damen ins Schlepptau nehmen zu lassen. Ich sah mir Therese genau an, und begriff, warum so viele Hamburger über das häßliche Portrait in der illustrierten Zeitung so empört waren; aber die Hamburger hatten doch Unrecht, denn es giebt ein Etwas, das ein plumper Holzschnitt unmöglich nachmachen, und das nur ein feiner, englischer Stahlstich auf aristokratischem Papier wiedergeben kann. Es gehört zu manchem Portrait eine gewisse aristokratische Ausstattung, Goldbuchstaben, massive Sammetdeckel und dergl., so wie man sich die Originale nicht ohne die reichsten Möbel, Tapeten, Bijour und dergl. denken kann. So ist Therese. Alles an ihr ist aristokratisch duftig, ihre Toilette, ihre Bewegungen, ihre Ruhe und ihre sichere, kühne Ausdrucksweise. Zum Ueberflusse ist sie auch schön.

— Wie? zum Ueberflusse? das verstehe ich nicht!

— Es ist sehr egoistisch von Ihnen, Eugenie, das nicht verstehen zu wollen. Ja, ich sage zum Ueberflusse, auch weiß ich nicht einmal genau, ob sie wirklich schön ist, ich weiß nur, daß sie es entbehren kann, schön zu sein, sie hat genug an ihrer Art und Weise, an dem gewissen Etwas, das von ihr ausgeht, und an ihrem Auge. Auch von diesem weiß ich nicht, ob es den Regeln der Schönheit entspricht, aber wie es so aus seiner Tiefe dunkel hervorleuchtet, hat es einen gewissen zauberischen Reiz. Sehen Sie, ich liebe diese kleinen Augen, die, wenn sie lachen, sich anstrengen müssen, auch zugleich zu sehen, und diese Anstrengung, dieser Kampf giebt ihnen etwas Komisches, aber auch etwas Liebliches, Kindli-

ches, Unschuldiges, was unendlich reizend ist. Weiß Gott, Eugenie, Sie haben eben unwillkürlich kleine Augen gemacht.

— Sie sind sehr eitel, mein Freund!

— Und Sie sehen liebenswürdig und kindlich auch mit großen Augen, denn auch große Augen können nach Verhältniß —

— Ich bitte, die großen Augen in Ruhe zu lassen und von Frau von Bacharach fortzufahren.

— Ich kenne keine Frau von Bacharach, ich kenne nur die Schriftstellerin Therese. Als Therese ging, lud sie mich sehr freundlich ein, sie diesen Abend in ihrer Loge zu besuchen. Wie gern nahm ich diese Einladung an. Doch kam ich erst zum zweiten Acte, während des ersten sah ich mir sie noch von der Gallerie aus ganz genau an. Man gab den verwunschenen Prinzen und Meirner war wirklich köstlich komisch. Wir lachten sehr viel mit einander, und hat man einmal zusammen gelacht, so ist die nähere Bekanntschaft bald gemacht. In den Zwischenacten sprachen wir über hundert Dinge, und Therese fütterte meinen jungen Ruhm, das kleine Wickelkind, mit den süßesten Bonbons, will sagen mit allerliebsten Complimenten, die ich mir von der Hand einer solchen Dame behagen ließ. Leider dauert das Stück nicht lange, doch konnte ich indessen die schöne Erfahrung machen, daß die aristokratische Therese, die ich mir stolz, vornehm, kalt gedacht hatte, sehr herzlich sein und sehr herzlich lachen konnte. — Leider liegt der Gasthof, wo sie wohnte und an dessen Thor ich sie noch begleitete, ganz nahe am Theater, — und leider reiste sie schon am andern Morgen ab, und ich habe sie seit jener Zeit nicht wieder gesehen.

Fast ebenso ging es mir in einer französischen Stadt mit der bekannten, sentimentalen Dichterin Debord-Balmore, doch ich will bei unsern deutschen, schreibenden Frauen bleiben, sonst könnte ich Ihnen noch von der italienischen Dichterin Carlina T....e erzählen, die ich in einer italienischen Stadt kennen gelernt. Ach diese Carolina ist eine rührende, tragische Erscheinung. Jung und blind, wie sie ist, singt sie die herrlichsten, doch auch traurigsten Lieder, wie eine geblendete Nachtigall. Stundenlang saß ich im Garten an den Ufern der Brenta zu ihren Füßen und hörte ihr zu, wenn sie mir von den herrlichen Thälern, von den blauen Bergen, von den wunderbaren Meteoren am Himmel und von den schönen Rit-

tern und Frauen auf Erden erzählte, die sie trotz ihrer Blindheit gesehen — mit ihrem innern, klaren, geistigen Auge. Auch von dem englischen Mannweib Miss Sara Austin, die ich in Karlsbad kennen gelernt, könnte ich Ihnen Manches sagen, von der Frau, die auf den Schneefeldern Canadas, wie in der Literatur Deutschlands für ihr Albion die schönsten Eroberungen machte. So wie jedes ihrer Bücher, so trägt auch ihre ganze Gestalt, vorzüglich ihre Oberlippe den Stempel der Männlichkeit. Sie ist groß und stark, und ihr dunkles Auge blickt kühn und energisch in die Welt. Wie erschrafen wir, ich und ein alter Freund von mir, den Miss Sara Austin als trefflichen Dichter schätzte, und dessen Mutter sie oft besuchte, als sie plötzlich einmal eintrat und wir eben die allertollsten Kapriolen und Sprünge und gymnastischen Kunststücke machten. Ah, fängt die deutsche Literatur an tolle Sprünge zu machen? das ist ein gutes Zeichen, sagte sie lächelnd. Wir aber standen beschämt und verlegen vor ihr. Ja, das ist eine Frau, vor der man Respect haben muß. In ihrer Jugend mag sie sehr schön gewesen sein. Doch wie gesagt, bleiben wir bei den deutschen und weil wir einmal in Leipzig sind, so will ich Ihnen noch von einer Dichterin erzählen, die ich an diesem literarischen Küchenherde kennen gelernt. Ich meine Fanny Tarnow.

— Fanny Tarnow? Meine Mutter war von ihren Romanen sehr entzückt.

— Auch die meine; lieben wir sie schon um deswillen! Sie ist, was man so nennt, eine liebenswürdige, liebevolle Matrone, die in ihrem späten Alter noch voll Lebendigkeit, voll Beweglichkeit des Geistes, voll Theilnahme für alle Jugend. Eine noch ganz frische Phantasie und Erfahrungen eines reichen Lebens setzen ihre Zunge zur lebhaftesten Unterhaltung in Bewegung, und der Fluß ihrer Rede geht unaufhaltsam und rasch dahin. Aber durch jedes ihrer Worte, wie Wasserblumen durch die Wellen, blüht menschenfreundliches, oft mütterliches Wohlwollen, nie, nie Bosheit, Klatschsucht, Krittelei, wie das bei alten Frauen, zu sagen, alten Weibern, vorzukommen pflegt. Diese letzten Worte erinnern mich unwillkürlich an eine Todte, die mit Fanny Tarnow nicht die geringste Ähnlichkeit hatte, an die vielberühmte, in Oesterreich classische Caroline Pichler. Die Ideenassociation mag Ihnen etwas unart

und beleidigend scheinen, zumal sie eine Hingeschiedene betrifft; aber helf mir Gott, ich kann nicht anders. Ich hatte nie diese Verehrung für sie, die die meisten Nätherinnen wirklich empfinden und die meisten österreichischen Literaten affectiren. Schon in früher Jugend, als ich ihren „jungen Maler“ las, fühlte ich mich sehr wenig von ihr angezogen, und die Memoiren, die nach ihrem Tode veröffentlicht wurden, bestärkten mich nur in dem Widerwillen, den ich instinktmäßig dieser Frau gegenüber empfand.

— Sie haben mir versprochen, nicht von Büchern, sondern von Personen zu sprechen.

— Erlauben Sie, Eugenie! Die Pichler und ihre Memoiren sind eins und dasselbe. So wie sie in diesem Buche Schiller und Göthe mit Protectormiene auf die Schulter klopfte, wie sie echt weiblich die Toilette der Frau von Staël bekrittelt, auf alles Junge und Frische mit Verachtung und vornehmer Herablassung niederfieht, und allem Alten, Verdumpften, Versammelten lange Lobreden hält, ebenso war sie, nach der nur sehr kurzen Bekanntschaft zu schließen, auch im Leben. Ihre Freundlichkeit, die sie beliebt machen sollte, hatte etwas von selbstverläugnerisch sein sollender Herablassung, von einem Niedersteigen aus eingebildeter Höhe, ah! ganz wie in ihrem Buche, in den Memoiren. Der gewisse Instinct war auch Ursache, daß ich mehrere Jahre in Wien lebte, ohne die geringste Lust nach der Bekanntschaft der Frau Caroline Pichler zu verspüren, die man mir doch schon in der Schule als Verfasserin der „Ruth“ eifrigst als classische Schriftstellerin empfohlen hatte. Ein Zufall, ich glaube es war eine Bestellung die ich für einen Bekannten übernommen hatte, führte mich zu ihr. Sie wohnte in ihrem eigenen schönen Hause in der Alservorstadt, in der Mitte ihrer Enkel. Wie ich ins Zimmer trat und die alte Frau von lieblichen Kindern, wie einen Patriarchen umgeben sah, gefiel sie mir ausnehmend, trotz ihrer harten Züge, ihrer derb ausgeprägten Physiognomie. Hätte sie meine Bestellung angehört und mich dann gehen lassen, mir wäre wohl und ich hätte ein hübsches Bild von ihr mit fortgenommen. Aber nein! Sie nöthigte mich zum Sitzen, und kaum hatte sie erfahren, daß ich auch eine schriftstellernde Gansfeder führe, so begann sie so jämmerlich über die ganze junge Literatur zu klagen und zu kritteln, daß mir „weh ward auf mei-

nem Sitze, vor so viel Lieb und so viel Wige.“ Freiligraths „Reiter“ diente ihr als strategischer Punkt, von welchem aus sie Alles was seit zwanzig Jahren zu schreiben angefangen, mit platzenden Granaten zu beschleßen anfing. So oft sie mit Einem fertig war, berief sie sich auf den Refrain jenes Gedichtes: Auch das ist Poesie. Selbst Lenau beklagte die Gute! Natürlich, den Verfasser des Faust und Savanorola konnte die gute Katholikin nicht gelten lassen, die in einer ihrer Novellen den Teufel durch den Anblick eines Breviers in die Hölle zurückjagt.

Sie kennen diese schöne Art des Bedauerns, das immer hinzufügt: ich will nichts Böses gesagt haben. Ich konnte mir die Genugthuung nicht versagen, Frau Caroline Pichler geb. von Greiner an die alten Leute zu erinnern, die aus dem vorigen Jahrhundert stammend, kein Verständniß für die neue Zeit, für die Zeit nach der französischen Revolution haben, und sich, wenn sie gescheidt wären, lieber jedes Urtheils enthalten sollten. Natürlich nahm ich sie mit ihrem hohen Geiste aus. Mitten in ihren Lamentationen ließ Caroline Pichler manchmal ein bedauerndes Wörtlein einfließen, daß sie nicht Zeit genug habe, die neue Literatur durchaus kennen zu lernen, da sie die Wirthschaft zu sehr beschäftige; etwas, worauf die Verfasserin des Germanicus immer aufmerksam machen wollte, daß sie nicht nur eine große Dichterin, sondern auch eine vorzügliche Hauswirthin sei. In Gottes Namen, dann aber kritisiere man die neuen Einkäufe über Küche und Keller, aber nicht Grün und Lenau. Nicht lange nach meiner Visite starb sie; wir wollen sie bedauern, sie soll wirklich eine gute Gattin, Hausfrau, Mutter und Großmutter gewesen sein, ein größeres Verdienst als das einer großen Schriftstellerin.

— Sie sind ein arger Heuchler, mein Freund! Nachdem Sie so über die arme Pichler abgeurtheilt, kommen Sie mit jenem verdächtigen Bedauern, von dem Sie vorhin selbst mit Verachtung gesprochen.

— Nein, Eugenie! Eine gute Gattin, Hausfrau, Mutter und Großmutter bedauere ich aus ganzem Herzen, aber die Schriftstellerin Pichler? weiß Gott, ich habe gegen wenige schreibende Federn diesen Widerwillen. Lesen Sie nur die Memoiren, die nach ihrem Tode erschienen, lesen Sie, wie sie über unsern Kaiser Jo-

seph spricht, mit welcher Philisterei, mit welcher unweiblichen Grausamkeit. Bei Gott, es scheint einem, als lache ihr das Herz, da sie von seinem Tode und von der Rückkehr der „alten Ordnung“ und den Jesuiten erzählt. Lesen Sie, wie sie über Bettina spricht, wie sie diese kritisiert; muß man nicht ein dicker Philister sein, wie der Usländische Recensent im Frühling, um Bettina, den Frühling zu kritisieren?

— Sie ereifern sich; lassen wir Caroline Pichler und erzählen Sie mir endlich etwas von den Berlinerinnen, von Frau von Palzow, von Gräfin Hahn-Hahn.

— Von diesen Großtanten aller deutschen Schriftstellerinnen?

Weiß nicht, was sie kochen und schaffen —

Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich —

Sie streuen und weihen —

Eine — — —

Vorbei! Vorbei!

— Gott, Gott! Sie werden ja immer unartiger, ich muß sogar sagen, gröber! Soll ich denken, daß Sie leichtsinnig und pietätslos, gerade nur alten Frauen gegenüber sind? So lange Sie von den jungen sprachen, klang alles aus einer ganz andern Tonart. Sind es schwarze Augen und Falten des Alters, die Ihr Urtheil bestimmen?

— Nicht doch, Eugenie! Erinnern Sie sich an Fanny Tarnow, und später werde ich noch von einer uralten Frau sprechen, und Sie werden sehen, wie sehr Sie mir Unrecht thun. Aber bleiben wir bei den Berlinerinnen. Bettina, der Traum meiner Jugend, die Magierin, die den Zauber der Kindheit fest zu halten wußte, Bettina habe ich gesehen. Aber ach, der Traum meiner Jugend ist alt geworden! Es war in den Sälen der Kunstausstellung zu Berlin, wo ich sie sah. Und vor welchem Bilde stand sie just, da man mir sie zeigte? Vor Arry Scheffers „Laßt die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!“ Sie, die Kleine, das ewige Kind, mußte sich von diesem Bilde besonders angezogen fühlen, und sie stand lange betrachtend und sinnend davor. Es ist aber auch ein herrliches Bild. Der Heiland liegt im Palmenschatten gelagert, und die Kleinen, die er mit ausgebreiteten Armen empfängt, strömen ihm freudig von allen Seiten zu. Bei-

seite stehen die Mütter und lächeln selig dem Freunde ihrer Kinder. Das Ganze durchweht eine Luft, wie sich ein dichterisches oder kindliches Gemüth die Atmosphäre des Himmels denkt; eine Luft aus Sonnengold, Blättergrün und Blumenduft zusammengeschmolzen, von Palmenschatten sanft durchdärnert. Es kam mir nicht anders vor, denn als die sichtbare Darstellung des gläubigen, tiefpoetischen, kindlichen Gemüthes. Wie gesagt, Bettina stand lange davor. Mein Auge sprang unaufhörlich von ihr auf das Bild, von dem Bilde zu ihr zurück; es war mir, als ergänzten die beiden einander, als hätte ich für Bettina den Commentar in dem Bilde, und für das Bild das Original in Bettina gefunden. Bettina ist klein und in ihren Bewegungen kindlich—kindisch. Sie steht, wie ein Kind, nicht einen Augenblick ruhig, sondern hüpfst unaufhörlich von einem Fuß auf den andern, und dreht und wendet sich mit einer Nonchalance, als wäre sie allein auf der Welt! Ihr Gesicht ist ein merkwürdiges Gemisch von Jugend und Alter. Doch war es mir nicht schwer, letzteres hinwegzudenken, und ich hatte ganz und gar die kleine tolle Bettina, die dem alten Jacobi die Nachtmüge in den See wirft, oder auf einer Eisscholle sich den Strom hinabtreiben läßt. Mein Entschluß war gefaßt; ich wollte Bettina auf jeden Fall kennen lernen, wie schwer man mir auch den Umgang mit ihr schilderte. Kennen Sie die Worte Rückerts, die sich so gut auf Bettinas Bücher, wie auf ihre Art und Weise sich zu geben, beziehen lassen?

Kindischer Geberde

Dich zu necken scheint sie dort,

Dann den Muth zur Erde

Schlägt sie mit erwachsenem Wort.

Wenn Du sie willst nehmen

Für ein Kind, wie sie sich giebt,

Wird sie Dich beschämen,

Wenns ihr klug zu sein beliebt.

Wenn Du sie zu fassen

Nun beim Ernste denkst mit Glück,

Zieht sie sich (aus) gelassen

In den kind'schen Scherz zurück.

Leider kam ein Brief, der mich zwang, den Tag nachher, als ich Bettina zum ersten und letzten Male gesehen, plötzlich abzureisen, und ich bin um eine schöne, gewiß poesiereiche Erfahrung und Bekanntschaft ärmer. Aber, aber, ich habe doch eine Berliner Schriftstellerin kennen gelernt, und das ist Louise, eigentlich Clara Mühlbach, eigentlich Müller, die Frau Theodor Mundts. Ich kann Ihnen nicht viel mehr von ihr erzählen, als daß ich Berliner Thee und Mecklenburgische Gemüthlichkeit bei ihr genossen. Ersterer ist bekannt, so zu sagen, berüchtigt, letztere verdiente berühmt zu sein, trotz der Mecklenburger Junkerschaft, Frohnden und Jagdgesetze. Louise Mühlbach ist eine bürgerliche Mecklenburgerin, und es ist ihr also die Möglichkeit gelassen, gemüthlich zu sein, und sie macht von dieser Möglichkeit Gebrauch. Trotz dem Berliner Philosophiren und Räsonniren, guckt doch überall bei ihr das breite, rothbackige Gesicht der Mecklenburger Gutmüthigkeit hervor. Köstlich ist Louise Mühlbach, wenn sie dem aufmerksamen Hörer die Art ihres Schaffens und Zeugens, will sagen, ihrer Schriftstellerei auseinandersetzt. Man glaubt, es sei von einem warmen Bade die Rede, mit solcher Behaglichkeit spricht sie von ihrem Schreibpulte. Da ist von keinem Byron'schen Kampf, von keinem Wüthen und keiner Zerrissenheit zu hören, nein! „wenn ich mich zum Schreiben niederseze“, sagt sie, „geht das so leicht und reißend schnell vorwärts, daß ich nicht weiß, wann aufhören“. Wenigstens muß man gestehen, Louise Mühlbach macht sich nicht besser und nicht schlechter, was doch die meisten Schriftstellerinnen im Buche und im Leben so gerne thun. Ist Ihnen die Gräfin Hahn, wenn Sie ihre Bücher lasen, nicht schon tausendmal unausstehlich geworden, und haben Sie nicht, um gräßlich Hahnisch zu sprechen, einen Depit, einen wahren horreur vor ihr empfunden? Und doch soll sie auf ihrem Zimmer die liebenswürdigste, anspruchloseste Frau sein! Kaum glaublich? Eine Dame, und zwar eine schreibende Dame, versicherte mich dessen, und da muß es doch wahr sein. Diese schreibende Dame ist Louise Mühlbach selbst, von der ich Ihnen noch zu sagen habe, daß sie eine imposante, wahrhaft grandiose Gestalt ist, vor der man erschrecken müßte, wenn nicht ihr hübsches Auge und die Gutmüthigkeit des ganzen Gesichtes den Eindruck milderte. Doch ich kann nicht weiter. Ziehen Sie gefälligst ein Buch!

— „Schloß Goczin!“

— Ida von Dühringsfeld kenne ich leider nicht, wie sehr ich seit Jahren auf diese Bekanntschaft begierig bin; denn nach den Gedichten, die sich in ihren Romanen zerstreut finden, muß sie eine höchst poetische, tiefe, gemüthvolle Natur sein, tiefer und poetischer, als die meisten unserer Frauen, vielleicht als alle. Doch erinnere ich mich bei ihr an eine Dichterin, die vielleicht nur mir bekannt und tief im Süden Deutschlands heimisch ist. Es ist eine stille Mädchenseele von kaum zwei und zwanzig Jahren, die nichts schreibt, als ihr Tagebuch und Briefe an ihre Freunde. Aber beide enthalten reiche Schätze von Poesie, und in Bücher gesammelt würden sie ihrer Verfasserin bald einen schönen, blütenvollen Kranz aufs Haupt setzen und ihr den Namen einer Dichterin erobern. Aber daran denkt die gute, stille, bescheidene Seele nicht; Tags ist sie wie Werthers Lotte mit ihren kleinen Geschwistern beschäftigt, und erst spät Nachts kommt sie dazu, sich in ihrem kleinen Stübchen hinzusetzen und schlicht aufzuschreiben, was sie denkt und empfindet. Alles mit jener Harmlosigkeit, als schriebe sie, noch ein Kind, die Aufgaben für ihren Lehrer. Nur manchmal mag ihr Herz bewegter schlagen und zittern, wenn sie ein Lied schreibt, wie z. B. dieses, das ich ihr einst in trauriger Zeit geraubt habe und das ich wie ein Kleinod bewahre. Hören Sie!

Da ich verzagen wollte
Kamst Du zu mir;
Mein Herz, das heimlich grollte,
Es neigte liebend sich zu Dir.

Mein Herz, das heimlich grollte,
Beglücktest Du;
Und da es brechen wollte,
Gabst Du ihm wieder seine Ruh!

O, wär' es doch gebrochen!
Die Gnadenzeit,
Die mir Dein Blick versprochen,
Wie ist sie nun so weit, so weit!

Ich mußte inne werden,
 Daß es noch Glück,
 Noch Liebe giebt auf Erden —
 Dann nahmst Du beides mir zurück.

Das muß den Gram mir schärfen,
 Daß nun zu lieb
 Die Welt mir zum Verwerfen,
 Zum Lieben mir zu werthlos blieb.

— Eugenie, was meinen Sie von diesem Gedichte und von seiner Verfasserin?

— Es macht mich nur begierig, ihren Namen und ihre Geschichte zu erfahren; es muß ein sehr unglückliches Mädchen sein. das mit zwei und zwanzig Jahren nicht mehr weiß, ob es die Welt „verwerfen“ oder „lieben“ soll.

— Nicht doch! sie hat den ersten Schmerz der Jugend überwunden und strahlt als Siegerin schöner und frischer denn je. Es giebt gewisse Schmerzen, die man jedem Mädchen wünschen möchte, weil sie es vor der Verflachung und Spießbürgerlichkeit behüten, und so ist es auch bei meiner lieben, braunen — halt! da hätte ich gleich den Namen genannt, und Namen, Geschichte, Heimat u. s. w. sind Privatgeheimnisse auch für Sie Madame, und ich, muß bitten, ein anderes Buch zu ziehen, bevor die weibliche Neugierde mit Macht rege wird.

Eugenie war etwas piquirt, aber ruhig lächelnd, als wollte sie sagen: und ich erfahre es doch, griff sie in den Bücherhaufen, zog ein prächtig ausgestattetes Buch hervor und las vom Rücken: Gedichte von Geibl!

— Ei, Eugenie, Sie werden ja mit einem Male satyrisch und kritisch zugleich! Ich kann Sie versichern, denn ich habe es von glaubwürdigen Leuten, Emanuel Geibl ist kein Weib, sondern ein Mann, ein veritabler Mann, ein honorable man!

— Ein Witz des Zufalls! sagte Eugenie und griff nach einem andern Buche, und um jeden Irrthum zu vermeiden, schlug sie den Deckel auf und las den ganzen Titel: Nach dem Gewitter, von Betty Paoli!

— Betty Paoli! eine alte, gute Freundin! Lassen Sie doch das Buch sehen. — Richtig, Betty Paoli, mit einem Motto von Heinrich Landesmann. Ach, lassen Sie sich von Heinrich Landesmann erzählen. Der ist in einem Theile der deutschen Literatur, was Ulrich Guttinger in der französischen. So viele Dichter kennen und verehren und besingen ihn, aber der Literatur ist er bisher noch unbekannt; das ist ein Mensch!

— Nichts da! Ich will nichts von Ihren Männern hören, bleiben wir bei meinen lieben Frauen, zumal ich Ihren Heinrich Landesmann schon aus seinem schönen, tiefsinnigen Gedichte „Abdul“ kenne. Erzählen Sie mir von Betty Paoli!

— Ich füge mich, denn ich bin Ihr Seeleneigener. Aber wie anfangen? wo beginnen? Mit Betty Paoli habe ich Jahre in guter Bekanntschaft verbracht, und wollte ich Ihnen alles erzählen, was ich mit ihr erlebt, was ich von ihr erfahren, es gäbe dicke Bände. Also will ich lieber kurz sein und im Lapidarstyl sprechen. Lesen Sie ihre Gedichte, und Sie kennen ihre Geschichte. Der erste Theil ist wild, stürmisch, aufbrausend, tobend wie ihre Jugend, voll bitterm Glends, Unglücks, Leidenschaft und Leidensgeschichte wie diese. Der zweite Theil, den sie sonderbar aber bezeichnend „Nach dem Gewitter“ nannte, ist ruhig, wehmüthig, stillbewegt und beschaulich, wie Betty Paoli jetzt wirklich ist. Das Gewitter hat sich vertobt, die Gräser sind thränenbethaut, am Himmel steht das Zeichen des Friedens, der Regenbogen. Nur hier und da fährt noch ein leichter Blitz flammend durch die Luft. Doch dürfen Sie diese Ruhe nicht als ein Zeichen des Alters nehmen, denn Betty ist noch jung, ein schönes Weib, mit einem Gesichte, dem man ein reiches, inneres Leben ansieht, und das, wie Göthe zu sagen pflegte, eine Geschichte, eine reiche, vielfach bewegte und wechselnde Geschichte erzählt, und das wie ihre feurigen Gedichte, die südliche, griechische Abstammung verräth. Ich habe, wie gesagt, viele Jahre in persönlichem und brieflichem Verkehre mit ihr gestanden, aber fast nie erzählte sie mir von ihrer Vergangenheit. Es scheint, sie denke und erinnere sich nicht gern daran, wie an einen bösen Traum. Nur hier und da erfuhr ich Bruchstücke, die allerdings zeigen, daß das Gedicht ihres Jugendlebens mitunter unendlich traurige, schaurige und nächtliche Stellen habe. Aber ich

habe Achtung vor den Geheimnissen und inneren Bewegungen, selbst vor den Irrungen einer poetischen Frauenseele, und ich schweige davon, weil auch Betty Paoli davon zu schweigen liebt.

Ein Menschenherz, das noch nicht durch ein Weh gegangen,
Ist wie ein Schiff, das noch nicht in die See gegangen.

Wenn ich sie überlebe, dann Eugenie, sollen Sie auch eine ausführliche Biographie dieser Dichterin erhalten. Gegenwärtig lebt sie im Hause der Fürstin S*, der geistvollen, edlen Wittve des Feldmarschalls von Leipzig, und ihres Sohnes des Fürsten Friedrich, des ritterlichen „Lanzenknechtes“, des an Abentheuern reichen „Capitain Wolf.“ Sie können denken, daß das eine interessante Trias giebt. Ziehen Sie schnell ein neues Buch, sonst versenke ich mich in Erinnerung alter Zeiten, und ich weiß nicht wo und wie zu enden.

— Nicht doch, ich wollte Sie schon vorhin über eine Dichterin befragen, die mich interessirt, obwohl ich noch nichts von ihr gelesen. Zu Weihnachten kaufte ich für die Kinder meiner Schwester zwei kleine Büchlein, Memoiren eines bleiernen Soldaten und Alma's Wäldchen. Die Kinder sind mir dafür dankbarer, als für alles Zuckerwerk, das ich ihnen je gegeben, und sprechen und träumen von nichts anderem, als vom bleiernen Soldaten und von Alma's Wäldchen. Kennen Sie vielleicht Amalia Winter, die Verfasserin dieser Büchlein? Ich interessire mich für eine Frau, die kindliche Seelen so einzunehmen und zu beschäftigen weiß.

— Ach, Eugenie, mit dieser Frau erinnern Sie mich zugleich an fünf schöne Wochen aus meinem Leben. Ob ich Amalia Winter kenne? Sie ist ja meine liebe Gastfreundin aus Weimar, meine „Mama,“ wie sie sich, ihrem Alter selbst Unrecht thugend, nannte; sie ist ja eine von den Frauen, die sich im „Wittwenitz der MUSEN“ Mühe geben, die kleinen Fünkchen, die von der ehemaligen großen, alle Welt durchstrahlenden Sonne Weimars übrig blieben, lebend zu erhalten. Es ist eine liebe, liebe Frau, und das Leben das sie führt, ist einer Dichterin würdig. Mit innigem Vergnügen erinnere ich mich an die Morgen- und Nachmittagsstunden, die ich mit ihr allein gemüthlich plaudernd, disputirend, oft zankend, oder auch in Gesellschaft schöner Frauen und geistreicher Freunde zubrachte, und ein liebes Andenken sind mir ihre kleinen

Briefchen, die ich fast alltäglich während meines Aufenthaltes in Weimar erhielt, mit Verhaltungsbefehlen, strengen Verweisen, lieben Einladungen u. s. w. Aber Sie thun ihr Unrecht, wenn Sie glauben, sie könne nur Büchlein für Kinder schreiben. Gott bewahre, sie soll auch manchen sehr schönen Roman, und manche sehr interessante Novelle noch geschrieben haben, als da ist: „das Stiftsfräulein, oder der Criminalrath“. Auch „das Buch für Kammerjungfern“ ist von ihr; da ich aber nie die Absicht hatte, eine gute Kammerjungfer zu werden, so habe ich auch dieses Buch, wie die meisten ihrer Werke, nicht gelesen, und kann Ihnen daher kein bestimmtes Urtheil abgeben. Doch denke ich mir, daß gewiß Alles von Amalia Winter mit Geist und herzlichem Wohlwollen geschrieben sein mag, denn beides besitzt sie, wenn sie es auch manchmal auf bizarre Art offenbart. Sie heißt eigentlich Amalia von Groß, und ist eine arge Aristokratin, obwohl sie sich es selbst nicht eingesteht, was sie aber, so oft sie liberal sein will, aufs Augenscheinlichste darthut. Sie ist eine Frau von mittlern Jahren, der man noch eine schöne Vergangenheit ansieht; zumal ihr blaues Auge erzählt viel davon. Feine aristokratische Manieren, freie, ungezwungene Bewegung, etwas unmerkliche Verstellung verrathen die Dame vom Hofe, die sie auch mit Leib und Seele ist. Besonders am Erbprinzen von Weimar, der wirklich lebenswürdig, und wie alle Erbprinzen, freisinnig ist, hängt sie mit außerordentlicher Liebe. Von ihm spricht sie am liebsten; ihn schildert sie am liebsten, wenn sie in ihren Büchern einen jungen Helden oder einen idealen Fürsten braucht.

— Das gefällt mir von der Frau.

— Ach ja, ich weiß es; Sie sind leider Gottes auch so eine starre Royalistin, wie es die meisten Frauen sind, vorzüglich der Prinzen wegen. Amalia Winter wird auch sehr oft von ihrem Prinzen besucht. Da fährt plötzlich an der hintern Gartenmauer ein Wagen vor, das Gartenpfortlein thut sich auf, und herein tritt ein schlanker, schöner, junger Mann mit einem blitzenden Stern auf der Brust. Eine schöne Scene für ein Stück, oder eine Operette aus den achtziger Jahren. Damals wäre das rührend gewesen; heute findet man es obwohl schön, doch auch ganz natürlich, daß sich auch ein Prinz mit einer geistreichen Frau unterhalten will. Aber eben so schön ist es von meiner verehrten Freun-

din, daß sie oft (wenigstens that sie es in früherer Zeit) eine große Schaar kleiner Mädchen um sich versammelt und sie, eine liebevolle Kinderfreundin, wie in ihren Büchern auf einnehmende Weise belehrt und sich mit ihnen über hundert schöne Dinge unterhält. Ueberhaupt hat sie den Zug zu einer Humoristin, wie man sie unter den Aristokratinnen des philosophischen Jahrhunderts nicht selten fand, die aber in unserer Zeit in Frauenvereinen verphillsterten.

— Diese Kinderfreundschaft gefällt mir ganz besonders; wenn Sie ihr schreiben, so grüßen Sie sie, von einer Frau die sie verehrt.

— O, es giebt in Weimar noch eine hübsche Zahl von Frauen, die Sie grüßen lassen könnten. Da ist z. B. Frau von Ahlefeld und Adele Schopenhauer. Aber beide waren zur Zeit nicht in Weimar, und ich habe an der Bekanntschaft dieser Damen gewiß viel verloren; dafür aber machte ich eine andere, die mir hundert aufwiegt. Ich lernte eine Frau kennen, bei deren Anblick, bei deren Worte ich mich mit Eins in die Sturm- und Drangzeit des vorigen Jahrhunderts zurückversetzt fühlte, wie ruhevoll auch dieser Anblick, wie priesterlich friedlich auch jedes Wort dieser Frau war. Diese Frau aber ist Frau von Wollzogen, die erste Beschützerin des flüchtigen Genies, das mit Flammenschrift seinen Namen Friedrich Schiller Deutschlands Herzen einschrieb, die erste Freundin Desdemondas, dem alle jungen Herzen in Ewigkeit mit Begeisterung entgegenflogen. Sie wohnt in Jena, und eine liebenswürdige Freundin der Frau v. Groß gab mir ein Empfehlungsschreiben an sie. Wie ich hinauswanderte zu dem stillen Hause weit vor dem Thore, war es mir als lebte ich in einem Märchen und wanderte zu längst entschwundenen Zeiten zurück. Wie ich in die verhangene, dämmernde Stube eintrat, war mir sonderbar zu Muth; ich leichtsinniges junges Blut fühlte da vielleicht zum ersten Male so recht innig, was das heißt: Ehrfurcht vor dem Alter! Frau von Wollzogen saß in einem tiefen Großvaterstuhle, blaß, vom Alter tief gebeugt, kaum ihrer Augen und ihrer Stimme mächtig. Aber so ehrwürdig, ach so ehrwürdig! Kaum wagte ich es, mich in ihrer Gegenwart niederzusetzen, und wie ich saß, saß ich auch nur halb, immer halb stehend, immer bereit ihr beizuspringen und ihr mit freudiger Ehrfurcht zu dienen. Wie sie zu mir sprach war es mir, als spräche ein weiser guter Geist von alten Zeiten und längst dahingegangenen Herrlichkeiten und hingeschiedenen großen Helden. Un-

willkürlich erinnerte ich mich an den Urahn des Waldes im Justinus-Kernerschen Märchen, an den uralten, tiefpoetischen Greis. Sie erzählte mir von Schiller und wie er ihr die ersten Scenen aus Don Carlos und Wallenstein vorgelesen, und mit welchem Feuer er den Dialog zwischen Mar und Thecla vorgetragen. Klingt das nicht wie ein Märchen? Mir war es wie ein Traum. Selbst Manches worüber ich bei Anderen hätte lächeln müssen, kam mir bei dieser Ahnfrau deutscher Poesie rührend und ehrfurchtgebietend vor. Wenn sie z. B. sagte, sie glaube die „Erinde“ des jungen Wolfgang Goethe, des Enkels, werde eine neue Bewegung in der deutschen Literatur hervorbringen. Nun, bis heute ist von dieser Bewegung noch nichts zu spüren. Oder wenn ich ihr erzählte, wie Schiller selbst in den nicht deutschen Ländern Oesterreichs in jedem Hause zu finden sei und sie sich darüber freute, als wäre von einem jungen Dichter die Rede, der auf dem Wege ist, beim Publicum sein Glück zu machen. Beweist das aber nicht, daß sie noch mit ganzer Seele in jenen längst entschwundenen, uns nun romantischen Zeiten lebt, da sie sich des flüchtigen Dichters der Räuber so schön angenommen? und daß Schiller in ihrer Erinnerung noch immer als wilder, rothlockiger Jüngling lebt? Mit inniger Nührung und mit einer so tiefen Verbeugung, wie ich sie vor keinem Könige der Welt machen würde, ging ich von ihr, und eben so gerührt denke ich noch heute an sie, die lebende Mahnung an eine große Zeit. Aber keine Weichheit! darum schnell zu einem Gegensatze hinübergesprungen!

Denken Sie sich vor Allem eine SchnupstabaKsdose, dazu eine breite vierschrötige Gestalt mit entsprechendem Gesichte, große Rührigkeit in allen Gliedern, ungeheure Massen kollossaler Weiblichkeit, und die berühmte Charlotte Birch-Pfeiffer ist fertig. Im Hôtel de Bavière zu Leipzig sah ich sie zum ersten Male. Das kam so. Ich stand hinter einer Säule, und konnte nur einen kleinen Theil des weiten Speisesaales überblicken. Mit einem Male höre ich ein gewaltiges Lachen, Disputiren, Wigemachen, kurz einen grandiosen Lärm von einem der Tische her. Ich ging um die Säule, der Lärm war Charlotte Birch-Pfeiffer. Erst einige Tage später lernte ich sie am Tische eines berühmten Leipziger Schriftstellers näher kennen. Aber es war immer dieselbe komische Alte. Ich will damit nicht sagen, daß Charlotte Birch-Pfeiffer alt sei — Gott bewahre, ich

will mir sie nicht zur Feindin machen, denn ich könnte auch einmal ein Stück schreiben, und sie ist jetzt Intendant des Berliner Theaters! — ich will nur sagen, daß sie die komische Alte wie auf der Bühne so auch im Leben ist. Man muß viel über sie lachen; sie macht so gute derbe Späße, so gut und derb wie sie selbst ist. Ich weiß nicht, welcher gesegnete Himmelsstrich Deutschlands Charlottens Wiege gesehen, aber ich wette, es ist Baiern, denn sie hat frappante Aehnlichkeit mit jener mächtigen Münchnerin, die man aus dem populären Bilde „die Münchnerinnen“ kennt. Wie ich zum ersten Male von dem neuen Berliner Theater-Reglement hörte, mußte ich laut auflachen, denn ich dachte mir, wie komisch es sein müßte, Charlotte Birch-Pfeiffer im Carcer zu sehen! Aber liebe Eugenie, bleiben wir bei diesem lustigen Gedanken stehen und lassen wir es für heute genug sein! Es ist fürchterlich ermüdend für einen schüchternen Jüngling, so lange in Damengesellschaft zu sein, und Jeder etwas Schönes sagen zu müssen.

— Ja wohl, lassen wir es genug sein, es ist auch just die rechte Zeit, denn, wie ich merke, fallen Sie wieder in den Ton, in dem Sie von dichtenden Frauen zu sprechen, und mit dem Sie mich zu ärgern lieben.

— So will ich Ihnen doch noch von einer sprechen, und Sie sollen sehen, wie kein Ton des Spottes sich hervorwagt, von einer, die zwar keine Dichterin, aber selbst das schönste Gedicht Gottes ist, und wer in Liedern erzählen könnte, was sie fühlt, und wer ihre Träume in Märchen kleidete — er würde als herrlicher Dichter gepriesen. Lassen Sie sich von ihr erzählen, denn von ihr spreche ich am liebsten. — Der Sturm hatte sich ausgetobt, und die Badegäste von Ostende drängten sich wieder an der Digue auf und ab. Es war schon spät am Abend, am Himmel leuchtete der Mond, tief unter uns das Meer, aber ich sah beides nicht, denn damals sah ich zum ersten Male in zwei schwarze Augen, dunkle Lichter über einem tiefen Meer von Seligkeiten —

— Stille, stille, lispelte Eugenie.

— Kennst Du diese Dichterin, Eugenie? So eben stellt sie zitternd den Schirm vor die Lampe, daß ich nicht sehe wie sie erröthet, und jetzt giebt sie mir die schöne, theuere, weiße Hand, die ich so gerne küsse.

H—n.